

Mann im weißen Operationsmantel winkt müde ab. Ein Deutscher? Dann kann und darf er nicht helfen! „Zu teuer für Deutsche“, würde der Revisor sagen, der im Wojewodschaftspalast sitzt. Schweigend gehen sie weiter, der Arzt, die Schwester und der Sekretär. Sie schlagen die Augen zu Boden. Sie — schämten sich ihrer Landsleute!

Das ist ein Fall von Tausenden. Wäre der Kranke ein Aufständischer — kein Bad der Welt wäre zu teuer für ihn! Die Knappschafftskasse? Die hat zu schweigen und zu zahlen. Im Wojewodschaftspalast sitzt ja selbst ein „Aufständischer“.

Die Krankenziffer in Ostoberschlesien ist erschreckend hoch. Kein Völkerbund, kein Weltgewissen kümmert sich darum. Man hat kein Geld für Krankenhäuser (aber für einen Luxuswagen für den Wojewoden! Und für eine Villa für den gesinnungstüchtigen Herrn Grefit, weiland Bürgermeister von Königshütte).

„Alles gesund im Land“, meldet die Wojewodschaft nach Warschau. Und Warschau meldet es triumphierend weiter nach Genf. Keiner — kein Völkerbund und kein Weltgewissen — prüft die Richtigkeit der Meldung nach. Sie ist ja „amtlich“.

Die Gewerkschaften protestieren. „Wo bleibt das Geld, an dem der bittere Schweiß harter Arbeitslöhne klebt?“ — Die Antwort ist Schweigen. Niemand sagt es. Alle wissen es. Aber Duden ist die erste Bürgerpflicht im Reiche des landfremden Wojewoden.

„Wozu wir gut sind?“ sagte ein Kaufmann mir hier unten. „Zum Zahlen! Können wir nicht mehr zahlen, dann zum Kreieren!“

Der das sagte, war ein — Pole! Nein, doch nicht. Ein — Oberschlesier! Denn nicht nur die verhassten Niemceich leiden hier. Sie spüren alle die Geißel Warschaws: Polen, Deutsche und Oberschlesier. Und die Geißel heißt: zahlen!

Kein Land der Erde wird so niederrückig-brutal ausgepreßt wie Oberschlesien (von dem ein Korfanti einmal sagte, es werde unter dem weißen Adler die Segnungen wahrer Kultur genießen). Oberschlesien muß alles bezahlen: die Milliarden für das Meer, die Millionen für Gdingen, die Hunderttausende für die Korruption in Warschau!

Natürlich gibt es feste Steuerzettel. Aber Warschaws Hand ist ewig offen. Dann flattern neue Formulare ins Land: Nachzahlung aus 1924, 1925. Zahlbar binnen drei Tagen. Pünktlich nach drei Tagen erscheint der Exekutor. Ich habe in Königshütte Steuerzettel gesehen, datiert vom 25. Februar 1929: „Nachzahlung aus 1924“, obwohl die Steuerbehörde der Firma eine rechtsgültige Quittung erteilt hatte, daß die Steuern für 1924 richtig und pünktlich gezahlt seien.

Beschwerden? Bitte, bei wem? Die Beamten müssen hart und ungerecht werden. Denn sie sollen Geld an Warschau abliefern. Und Warschau ist ein „Paß ohne Boden“, wie der Oberschlesier sagt.

Es ist kein Geld da für die Krankenhäuser. Es ist kein Geld da für die Wohnungsnot. Es ist kein Geld da für die Arbeitslosen. Aber Geld, Geld und nochmals Geld ist da für das Meer der Spione.

In Oberschlesien grassiert eine wütende Seuche, an der das ganze Land krankt: das Spigelschweigen. Jeder Brief wird geöffnet, jedes Telephonat wird abgehört, jeder Fremde wird überwacht. Grau und hoffnungslos sind die Menschen in dem Land unter dem Kreuz. Schweigend, geduckt tun sie ihre Arbeit. Niemals ein lautes Wort oder ein frohes Lachen. Selbst die Wände haben Ohren!

Kattowitz, Königshütte, Wendzin, Siemianowitz sind von einem Meer von Spionen überschwemmt. Aus dem Osten kommen sie, gestern noch Kommunisten, Sozialdemokraten, Weißrussen. Heute begeisterte Anhänger der „sanacja moralny“, der moralischen Sanierung Oberschlesiens. Das Bespiel ist ihnen Verfall. Und ein lohnender! Jedes Wort, kaum gesprochen, wird gemeldet. Dann klirren die Handschellen, und der Westmarkenverrat ist Landesverrat! „Maul halten, Duden, Zähl!“ — „Das ist unser Lebenszweck.“

„Noch gibt es Richter in Polen!“ hat Jankel b. täglich des Falles Utz verkündet. Wirklich? Auch in Oberschlesien? Sie heißen zwar „Richter“, die Männer im Talar und Varet. Aber sie sind Sklaven des herrschenden Systems. Sie haben „Recht“ zu sprechen nach dem Willen der Machthaber. Nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes.

Dieser Druck von oben betätigt sich skrupellos wie in keinem anderen Lande der Erde. Ohne Begründung werden die deutschen Zeitungen beschlagnahmt und verboten. Wenn das nichts hilft, preßt man den Aufständischen. Ueberfälle auf Redakteure der Zeitungen, die „oben“ schlecht angeschrieben sind, gehören zur Tagesordnung.

Der Kollege von einer deutschen Zeitung ist von Rombies mit der Aufständischenmedaille blutig und lahm geschlagen worden. Polizei kommt hinzu, verhaftet die Täter, aber auch den Ueberfallenen, zwecks Feststellung der Personalien und Aufklärung der Ursache. Der Deutsche — halb blind und sinnlos vor Wut — stößt die Polizisten zurück. Er hat Ausweise bei sich. Der Fall liegt ganz klar. Zwei Wochen später das Urteil: Die Angeklagten werden auf Grund irgend welcher Amnestie freigesprochen! Der Ueberfallene zahlt „wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt“ 200 Zloty Strafe... Es gibt noch Richter in Polen.

Das Kapitel „Wahlen“! Man munkelt so viel hier unten von der Ausschreibung der Neuwahlen für den aufgelösten Sejm der „autonomen Wojewodschaft gorni slask“. „Wozu wählen?“ fragen die Anhänger der Opposition, die Deutschen, die Christlich-Demokraten, die Bauern. „Das Ergebnis der Wahl ist doch schon festgelegt! Es ziehen nur „sichere“ Leute in den Sejm ein!“

Einer — wieder ein Pole — erzählt mir: „Bei der letzten Wahl hat auch mein Bruder mitgewählt. Der ist 1917 schon in Galizien gefallen. Natürlich hat er „richtig“ gewählt! Auf meine Beschwerde hin jagte der Wahlleiter: Ein kleiner Ferkel! Und Du hast doch um Steuerfindung gebeten? — Ich habe meine Beschwerde zurückgezogen, weil ich mir nicht mein Haus pfänden lassen will!“

Unvorstellbar auch die Wohnungsnot (unter der selbstverständlich die aus dem Osten Zugewanderten nicht leiden). Ich habe vier Familien mit je sechs Köpfen in drei Zimmern mit einer Küche hausen sehen. Wohnen kann man das nicht nennen. Es ist kein Geld da zum Bauen! Und auch kein Platz!

Rings um Königshütte, um Kattowitz und Siemianowitz ziehen sich die Bruchfelder. Rücksichtslos treiben die Starbörern, die Harriman-Gruben und die belgisch-französischen Gesellschaften die Flöße gegen die Drischafien vor. Immer wieder müssen Gehöfte wegen Einsturzgefahr geräumt werden. Die Umgebung mancher Dörfer sieht aus wie ein Trichterfeld im Westen.

Die Zeitungen schreiben: Wohnungsnot! Die Direktoren der Bau- und Grubenpolizei halten die Augen zu und die Hände auf. Beaufsichtigt werden nur die deutschen Firmen. Fast täglich kriecht irgendein Sachverständiger in den Stollen herum, beanstandet und hält die Hand auf. Ein Abbruchverbot kommt trotzdem.

Sie nehmen alle! Zu Tausenden kommen sie aus Ostpolen, Galizien, Pinst, Warschau und Lemberg. Sie schmelzen sich ein bei ihrem Landsmann Gracinski, bekommen ette Pöstchen und saugen das Land aus bis zum Weißbluten. Zahlen muß der Deutsche! „Maul halten! Duden! Zahlen!“ das ist das einzige Gesetz, das Gültigkeit für ihn hat.

Er darf die Industrie in Gang halten, die Rüstungen bezahlen, die Mätressen der Sanacja-Leute aushalten. Rechte aber hat er nicht!

Nach ihm die niedrigste Klasse Mensch sind die Oberschlesier, die Eingeborenen, die unter preussischer Herrschaft Arbeit, Zucht und Ordnung gelernt haben. Die Herrenschicht aber sind die Zugewanderten, die Ostpolen. Sie haben nie eine Waffe in der Hand gehabt, aber sie tragen die Aufständischenmedaille. Sie haben nichts gelernt und keine Prüfungen gemacht. Aber sie sind die Dienststellenleiter und höheren Beamten. Sie betrügen den Staat, der sie bezahlt, aber bei jeder Gelegenheit brüllen sie begeistert ihr „Jescio Polska!“ „Ostoberschlesien wird durch die Polen zu Grunde gerichtet!“ Das hat Korfanti gesagt! Und er hat recht, dreimal recht.

Wie lange wird es noch dauern, dann müssen die deutschen Ingenieure und Techniker heraus aus den Betrieben, die sie aufgebaut und groß gemacht haben. Die gut eingepackte Maschine wird laufen. Drei Jahre, vielleicht vier. Dann rauchen die Schloten nicht mehr, dann erkalten die Hochöfen, dann liegen die drohenden Maschinenfälle still. Dann wird aus dem — einst deutschen — Land unter dem Kreuz ein sterbendes Land.

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
Erscheint
zweimal
wöchentlich
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Belegnete
Beiträge
willkommen.
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
Schriftleiter:
Paul Quide
Warburg.

Nr. 39

15. Mai 1929

4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von
E. Floquet-Gros

Copyright by Marie Brüggmann, München.

16. Fortsetzung

„Zweifellos ist sie bei Freunden versteckt“, warf Ruth nachdenklich ein. „Ich vermute, sie ist in jener Nacht von jemanden aufgenommen worden, der sie lieb hat und für sie forgt.“

„Das glaube ich auch“, gab Stone zu. „Aber ich habe alle ihre Freunde besucht, die ich ausfindig machen konnte. Ich bin bei zwanzig Personen gewesen, deren Adressen ich in ihrem Buch, das mir Lowney gab, gefunden habe. Freilich können sie mich getäuscht haben, aber ich möchte fast mit Bestimmtheit behaupten, daß niemand von diesen Leuten sie beschützt. Doch soviel steht fest, daß sie letzten Montag in der Nacht in ihr Haus zurückgekehrt ist, um ihre Post zu holen. Das zeigt eine fast unglaubliche Verwegenheit! Jene Briefe müssen für sie von großer Wichtigkeit gewesen sein. Seitdem ist sie nicht mehr im Hause gewesen, davon ist die Polizei überzeugt, und seitdem ich den Fall übernommen habe, hätte sie es nicht betreten können, denn es steht unter strengster Verwahrung. Ich glaube, sie wird nie wieder zurückkehren. Vermutlich ist sie im Besitz der Briefe, um welche es ihr zu tun war. Ihre Post, die während der letzten Tage eingelaufen ist, habe ich nicht geöffnet, aber die Briefumschläge tragen meist Geschäftsadressen oder sind unzweifelhaft gesellschaftliche Korrespondenz. Es scheint kein Brief von einem Advokaten oder von einem Geldinstitut darunter zu sein. Wenn sich jedoch nichts weiter ergibt, werde ich sie öffnen. Da dies ein unerhörter Fall ist, erfordert er auch ein ungewöhnliches Vorgehen.“

„Ich bin von Ihren geringen Erfolgen sehr enttäuscht“, sagte Stone, „sagte Rhoda Schuyler mürrisch. „Ich erwartete ja nichts Uebermenschliches von Ihnen, aber ich glaubte doch, bei Ihrem Rufe würden Sie instande sein jene Frau zu finden. Man hat mir gesagt, in der Stadt New York könne niemand verschwinden, ohne bald aufgespürt zu werden.“

„Meine bisherigen Mißerfolge können Sie kaum mehr bedauern als ich selbst“, Miß Schuyler; aber ich fühle mich deshalb doch nicht beschämt. Ich habe die Vorstellung oder vielmehr die feste Ueberzeugung, daß es nur eine einzige

Erklärung für diese sonderbare Angelegenheit gibt. Ich bin noch nicht ganz so weit, aber in kurzer Zeit werde ich klarstellen können, ob dies die wahre Lösung ist, und wenn ja, dann finde ich gewiß auch Miß van Allen bald!“

„Ich bin davon überzeugt“, sagte Sarah Schuyler, und nickte mit Befriedigung. „Ich sagte auch Rhoda, sie möge Ihnen mehr Zeit geben, dann würden Sie uns nicht enttäuschen. Nun, Mister Stone, verwenden Sie soviel Zeit darauf, als Sie nur brauchen. Aber ein Schuyler darf nicht ungerächt bleiben. Ich wünsche diese Frau getötet zu sehen — ja, getötet für die Ermordung unseres Bruders!“

Sarah Schuyler sah aus wie ein Bild der Gerechtigkeit selbst, als sie mit flammenden Blicken ihren Born kundgab. Und sie war im Recht. Das Blut ihres Bruders schrie nach Rache. Aber die zarter besetzte Ruth schauderte und schrat zurück vor dieser strengen Anklage. „Oh, Sarah“, murmelte sie, „nicht hinrichten! Verurteile eine Frau nicht so streng!“

„Warum nicht, Ruth? Wenn eine Frau töten kann, soll sie auch getötet werden! Aber es wird ja leider nicht geschehen“, fügte sie bitter hinzu, „kein Gericht verurteilt je eine Frau, so klar ihre Schuld auch bewiesen sein mag, zum Tode!“

In diesem Augenblick erschien Tibby. Er zeigte ein schüchternes, ungeschicktes Benehmen in der ihm ungewohnten, vorächtigen Umgebung. Nach einem kurzen komischen Anitz vor Ruth, welche er bereits vergötterte, begrüßte er alle übrigen Anwesenden mit einem verlegenen Kopfnicken. Dann sagte er zu Fleming Stone in würdevollem, triumphierendem Ton:

„Ich hab' sie!“

„Was hast du?“ fragte Ruth lächelnd.

„Wilder von Miß van Allen und auch von Julie!“

„So?“ rief Ruth sogleich mit Interesse aus. „Laß sie mich sehen.“

Tibby blickte erst sie, dann Stone an, und händigte diesem ein Paket ein.

„Er ist mein Vorgesetzter“, sagte der Anabe, sich gewissermaßen entschuldigend, ihre Aufforderung außer acht zu lassen zu haben.

Fleming Stone öffnete das Paket und zeigte zwei Skizzen.

„Miß Gale hat sie gemacht“, erklärte er. „Ich schickte Tibby hin, um sie zu veranlassen, uns wenigstens einen Wink über Miß van Allens persönliche Erscheinung zu geben. Der Junge konnte ihr die Bilder abschmeicheln, was mir nicht gelungen war. Sehen Sie!“

Er reichte die Bilder Miß Rhoda, denn auch er respektierte ihre Autorität, aber wir alle standen um sie herum, um die Bilder sehen zu können.

Es waren zwar nur einfache Skizzen, ganz oberflächlich in Wasserfarben hingeworfen, zeugten aber von Talent. Als der einzige Anwesende, der Vicky Van kannte, wurde ich über die Ähnlichkeit der Porträts befragt.

„Ziemlich gut“, sagte ich, „sogar noch mehr. Das von Vicky zeigt die Färbung ihrer Haut und ihres Haars und die allgemeine Wirkung ihrer Kleidung besser, als ihre tatsächliche Physiognomie. Jedenfalls ist das Bild aber gut genug getroffen, um sie danach zu erkennen, wenn man sie findet.“

Und so war es auch. Ariadne hatte genau den Blick von Vichys von dunklen Wimpern beschatteten Augen und den Schwung ihrer roten Lippen wiedergegeben. Das Skizzenbild war vortrefflich; Vichys lebhaftes Lächeln war gut getroffen, und das wellig über die kleinen Ohren gelegte Haar war so, wie sie es immer trug. Ariadne hatte sie in dem Kleid skizziert, das sie in jener verhängnisvollen Nacht getragen hatte.

Mit Julies Bild war es genau so. Kein wirkliches Ebenbild, aber doch eine gelungene Wiedergabe. Das graue Kleid und die weiße Schürze, die dickgeränderte Brille, die halb offenen Lippen, die leicht vortretende Zähne sehen tiefen, das glatt gestrichelte braune Haar, all das war die wirkliche Julie; und doch, von diesen Nebensächlichkeiten abgesehen, bezweifle ich, ob ich sie nach dieser Skizze erkannt hätte. Dennoch war es, wie ich Stone sagte, sicherlich ein wichtiger Hinweis auf die Person, welche er suchte, und sogar in einer Verkleidung würden sich die hauptsächlichsten Kennzeichen offenbaren.

Der Detektiv war überzeugt, daß, wo immer Vicky Van und Julie sein mochten und was immer sie tun würden, sie aller Wahrscheinlichkeit nach verkleidet waren, und zwar vortrefflich, denn sonst würden sie schon längst entdeckt worden sein.

Es amüsierte mich, zu bemerken, daß Tibby und Ruth ein vertrauliches Gespräch miteinander führten. Der verzessene Frau hatte zweifellos der schone Junge leid getan, und sie plauderte mit ihm, damit er sich beglücklich fühlen sollte.

„Und ich möchte wetten, Ihr Geburtstag ist im Frühling“, hörte ich ihn zu ihr sagen.

„Ja“, versetzte Ruth mit überraschtem Blick, „wie hast du denn das erraten?“

„Weil Sie wie ein Frühlingsblümchen sind — ein weißer Krokus oder eine Apfelblüte!“

Doch als der Junge merkte, daß ich aufmerksam zuhörte, wurde er ganz verwirrt und erröte bis über die Ohren. Er stand auf und wackelte umgeschickt in dem großen Zimmer herum, betrachtete mit übertriebener Aufmerksamkeit einige Bilder in einem Glaschrank und verkrümmte seine Finger in peinlicher Verlegenheit.

„Sie haben ihn verschreckt“, schalt Ruth im Flüsterton, während sich unsere Blicke trafen. „Wir waren wirklich schon ganz vertraut miteinander.“

„Warum hat er von Ihrem Geburtstag gesprochen?“ fragte ich.

„Das weiß ich wirklich nicht. Er sagte, ich müsse im Frühling geboren sein, weil ich wie eine Blume sei! Wirklich, das Kind wird zum Dichter heranwachsen, obwohl es nicht danach aussieht!“

„Sie gleichen auch wirklich einer Blume“, gab ich flüsternd zur Antwort. „Und ich freue mich, daß Ihr Geburtstag im Frühling ist. Ich werde nicht vergessen, ihn zu feiern!“

Und dann dachte ich an den Geburtstag der armen

Vicky Van, der so tragisch geendet hatte, und ich wechselte rasch das Gesprächsthema.

Mit den Bildern ausgerüstet, begaben sich Fleming Stone und sein junger Assistent am nächsten Tage auf eine stille Jagd. Am Abend kam Stone herüber, um mich zu besuchen. „Auf einen kleinen Plausch“, sagte er, als wir uns in mein Zimmer zurückgezogen und die Tür geschlossen hatten. „Ich bin wohl an zwanzig Orten gewesen, und ausnahmslos erkannte man überall Miß van Allen und ihre Jungfer. Aber alle sagen, daß sie die beiden seit der Tragödie nicht mehr gesehen hätten. Ich ging in Kaufhäuser, Bureaus, in die Bank und überall dorthin, wo sie eigentlich notwendigerweise sich hätte zeigen müssen. Auch ihre Freunde suchte ich auf. Alles vergebens. Die Kaufleute wußten nur soviel, daß Rechnungen, Schecks und dergleichen bezahlt worden waren; aber ich erfuhr nicht das Geringste, das irgendein Licht auf ihren Aufenthaltsort geworfen hätte. Sehen Sie, Mister Calhoun, gerade dieses vollkommene Verschwinden, diese völlige Undurchdringlichkeit des Geheimnisses beweisen mir, daß sie sich nicht verborgen hält. Aber gerade die scheinbar unmöglichsten Verhältnisse sind oft am leichtesten zu erklären.“

„Das müssen Sie mir erklären, Stone“, sagte ich lächelnd.

„Gern; dagegen möchte ich Sie, Mister Calhoun, bitten, zu überlegen, ob Sie mir nicht jetzt alles sagen sollten, was Sie noch zurückhalten. Sie nehmen es mir nicht übel, nicht wahr, wenn ich Ihnen sage, was ich beobachtet habe, nämlich“, und er lächelte, „daß Ihre Interessen fast gänzlich mit denen von Mister Schuhler übereinstimmen.“

„Das ist richtig“, sagte ich kurz, aber nicht ärgerlich über seinen Scharfsinn.

„Nun also, ich versichere Ihnen, Mister Schuhler liegt viel daran, den Aufenthaltsort von Miß van Allen festgestellt zu sehen. Sie ist nicht so rachsüchtig oder unversöhnlich wie die Schwestern, aber sie hält es für ihre Pflicht, das Andenken ihres Mannes dadurch zu wahren, daß seine Mörder, wenn möglich, gefunden werden. Deshalb sollten Sie mir alles sagen, was Sie wissen, und ich verspreche Ihnen, Ihre vertraulichen Mitteilungen geheim zu halten, soweit sie nicht etwa dazu helfen können, das Rad der Gerechtigkeit ins Rollen zu bringen.“

„Ich will ja gern mein Bestes tun, um Mister Schuhlers Interessen zu fördern“, sagte ich nach einem Augenblick des Nachdenkens, „aber ich muß gestehen, ich habe eine gewisse Sympathie, ein Mitleid für Vittoria van Allen. Ich kann sie nicht für schuldig halten.“

„Dann sagen Sie mir also offen die Wahrheit! Wenn Sie recht haben und sie nicht die Mörderin ist, kann ihr die Wahrheit nicht schaden. Und wenn sie die Schuldige ist, begehren Sie vor den Augen des Gesetzes ein Verbrechen, wenn Sie mit Ihren Informationen zurückhalten.“

Stone sprach sehr ernst, und ich sah ein, daß er recht hatte. Wenn Vicky spurlos verborgen blieb, konnte alles, was ich auch aussagen mochte, ihr nicht schaden. Außerdem würde ich mich, wie Stone richtig bemerkte, durch eine Verheimlichung gegen das Gesetz vergehen. So war mir meiner Ergebenheit Ruth Schuhler gegenüber voll bewußt, und fühlte es als Unrecht, etwas zu tun, das sie mißbilligen würde.

Deshalb erzählte ich Fleming Stone alles, was ich über Vicky und über die Zeit und Ereignisse vor, während und nach ihrer Geburtstagsfeier wußte.

Er hörte zu, seine tiefen Augen fest auf mein Gesicht geheftet.

„Höchst sonderbar!“ sagte er, als ich geendet hatte. „Von solchem Wagemut habe ich niemals gehört! Das eigene Haus zu betreten, während es von der Polizei bewacht wurde!“

„Damals nur vom Wächtposten“, erinnerte ich ihn. „Das konnte sie leicht bewerkstelligen, während er seine Rundgänge machte.“

„Ja, ja, ich weiß! Aber die ganze Sache ist jetzt auf

einen anderen Punkt eingestellt. Erzählen Sie mir noch mehr!“

Ich sagte ihm nun auch, daß ich versprochen hatte, am heutigen Abend Vichys Adreßbuch in die chinesische Vase zu legen.

„Das werden wir tun!“ rief er sofort aus. „Sicher habilitierte sie, Sie dort zu treffen; aber ich glaube auch bestimmt, daß sie diese Absicht in dem Augenblick aufgegeben hat, als sie von meinem Eingreifen gehört hat. Jedoch, wir wollen Ihr Versprechen halten.“

Seltame Hotelgäste.

Die Dame mit den Pelzen. — Der Gast in den zwei Betten. — Die Enten in der Badewanne. —

Die türkische Leibwache veranlaßt Feueralarm

Von Herbert Elvers.

Die Niesenhotels der modernen Großstädte beherbergen viele erlesene Gäste; nicht wenige sind darunter, die sich nur durch ihre Verschrobenheit, um nicht zu sagen Verwildertheit, von der Menge abheben. Die Geschäftsführer dieser Gaststätten können da manch interessantes Hörtörchen erzählen. So pflegte das bekannte Waldorf-Astoria in New York alljährlich den Besuch einer reichen Engländerin zu erhalten, die eine Leidenschaft für Pelze hatte. Ganze Koffer davon schleppte sie mit sich herum, genug, um einen Eskimostamm auszustatten. Zur Aufbewahrung dieser Schätze mußte stets ein Zimmer neben dem ihrigen bereit gehalten, jedes Möbelstück, selbst der Heizkörper daraus entfernt werden, damit „die Pelze auch immer in geraden Reihen hängen konnten“.

In einem großen Berliner Hotel verlangte ein Engländer ein Zimmer mit zwei Betten für sich allein und bezahlte auch ohne Murren den Preis für ein Doppelzimmer. Er schien ganz normal zu sein, nur fiel es auf, daß er ein für alle Mal um Mitternacht geweckt zu werden wünschte. Selbstverständlich geschah dies, wenngleich das Personal sich den Kopf zerbrach, was es damit für eine Bewandnis habe. Der Gast ging stets schon um neun Uhr schlafen und verließ auch später nie mehr das Hotel. Schließlich stellte sich heraus, daß der Sonderling die Gewohnheit hatte, die ersten drei Stunden in dem einen Bette zu schlafen, um dann nach dem Wecken um zwölf das andere aufzusuchen.

Eine reiche Amerikanerin verlangte die besten Zimmer in einem Hotel. Man war sicher, allen ihren Ansprüchen genügen zu können, und führte die Dame nach ihrer Ankunft in die für sie bestimmten Räume. Aber sie war entsetzt: unmöglich könne sie in diesen Zimmern wohnen. Man erkundigte sich vorsichtig, was sie an den wirklich tadellos ausgestatteten Gemächern auszufehen habe. Es ergab sich, daß die rote Tapete „nicht zu ihr passe“, und eiligst mußte eine Zimmerflucht in anderer Farbe bereit gestellt werden. — Daß reiche Amerikaner die für sie bestimmten Zimmer, ehe sie einziehen, erst neu tapezieren und womöglich mit neuen Möbeln ausstatten lassen, kommt drüben gar nicht so selten vor. Da sie dafür entsprechend zahlen, werden derartige Wünsche natürlich ohne weiteres erfüllt.

So pflegte eine verschrobene alte Dame in einem der ersten Hotels New Yorks alljährlich immer wieder die gleichen Zimmer zu nehmen, wobei sie die Bedingung stellte, daß jedesmal ein neuer Teppich, aber stets vom selben Muster in der gleichen Farbe, darin liege. Als sie einmal wieder einatretten

Ich handelte nach seinen Anweisungen und ging mit ihm hinüber zu Vichys Vans Haus. Es war inzwischen ungefähr Mitternacht geworden; Stone trug das gewünschte Adreßbuch bei sich.

Wir gingen in das Haus, und tasteten uns in der Dunkelheit zum Musikzimmer hinauf. Stone legte das Buch in die Vase, und gab mir ein Zeichen, mich hinter einem Sofa zu verbergen. Er selbst wählte seinen Posten hinter einem Fenstervorhang aus schwerem Brokat.

(Fortsetzung folgt)

Land unter dem Kreuz.

Reiseeindrücke aus Oberschlesiens „autonomer Wojewodschaft“.

Von W. Hoeppener-Flatow.

Hinter den weiß-roten Steinen an der ober-schlesischen Grenze beginnt es: das Land unter dem Kreuz.

Trostlos grau dehnen sich die Felder. Staub und Ruß haben der Landschaft die leuchtende Frische der Farben genommen; aus tausend Schloten qualmt es, und der Dalm senkt sich müde auf das Land. Die Förderbänder freizehen; die Kohle schreit und staubt. Gigantische Maschinen brüllen. Weit durch die tiefschwarzen Nächte loben gespenstisch die Feuer der Hochöfen. Unablässig rieseln Staub und Ruß. Es

ist grau und trostlos, dieses Land unter dem Kreuz.

Gräu und trostlos sind auch die Menschen, gedüht einher-schleichend. Nirgends ein frohes Lachen, kein lautes Wort. Alle sind sie müde — still — schweigend. Und — krank!

Die Lazarette sind mit Zehntausenden belegt! Kohlen-gas- oder Bleivergiftung, Schwindelsucht. Bleich und eingefallen liegen die Menschen zusammengekrümmt auf den schmalen Eisenbetten, stieren dumpf vor sich hin.

Einer soll durchstrahlt werden. Der Sekretär des Krankenbaues macht dem Arzt ein Reichen: „Niemeich!“ Der